

I. Beiträge zur Erklärung Pindars. *)

1. Die dritte isthmische Ode.

Mit Recht bemerkt Bulle in dem Bremer Programme 1869 p. 9, dass bei der bekannten durch die nicht völlig sichere Ueberlieferung hervorgerufenen Streitfrage, ob die sogenannte dritte und vierte isthmische Ode Pindars ein oder zwei Gedichte bilden, die Dualisten darüber Auskunft verlangen dürfen, wie die vier letzten Systeme den nemeischen Sieg ignoriren konnten, der in dem ersten so nachdrücklich betont wird. Denn während hier (v. 11—13: *ἐν βίσσαισιν Ἴσθμοῦ δεξαμένῳ στεράνους, τὰ δὲ κοίλα λέοντος ἐν βαθυστέρου νάπη κάριξε Θήβαν ἵπποδρομία κρατέων*) der in dem Hauptsatze bezeichnete nemeische vor dem beiläufig mit einem Participium erwähnten isthmischen durchaus in den Vordergrund tritt, wird er in den Versen 38—41 *ὁ κινήτηρ δὲ γὰς Ὀρχηστῶν οἰκέων καὶ γέφυραν πονυιάδα πρὸ Κορίνθου τεχέων, τόνδε πορῶν γενεῶ θανμαστῶν ἕμνον ἐκ λεγέων ἀνάγει φάμαν παλαιῶν ἐν γλέων ἔργων ἐν ἕπνῳ γὰρ πέσεν ἄλλ' ἀνεγειρομένα χρῶτα λάμπει, Ἐωσφόρος θαητὸς ὡς ἄστροις ἐν ἄλλοις*, entweder, wenn man der gewöhnlichen Erklärung dieser Worte folgt, völlig vergessen, oder, wenn Bulle's Auffassung derselben richtig ist, sogar geradezu in Abrede gestellt. Da nämlich, wenn die Ode ein einziges Gedicht bildet, zu der Zeit derselben, wie aus v. 11 hervorgeht, der Nemeensieg bereits von Melissos errungen war, mit dem vom Beherrscher des Isthmos aber verliehenen *θανμαστὸς ἕμνος* offenbar auf den isthmischen Sieg hingedeutet wird, so betont man bei der üblichen Erklärung der Worte den Ausdruck *ἕμνος* und sagt, errungen war freilich der Nemeensieg schon vorher aber noch nicht besungen, und daher konnte Pindar sagen, dass erst durch den isthmischen Sieg und die an diesen sich anschliessende poetische Verherrlichung des Melissos der alte Ruhm der Kleonymiden aus dem Schlafe, in den er gesunken, erweckt sei. Was Bulle gegen diese Erklärung einwendet (p. 10) ist, wenn auch etwas übertrieben, doch zum grössten Theil richtig. Die Vorfahren des Melissos haben wiederholt Wagensiege erfochten (vgl. v. 15 u. 16, 43 u. 44). Diese Siege sind auch früher besungen worden (v. 45), dann aber haben sie sich, wie aus v. 47 fg. hervorgeht,

*) Bei der Kürze der Zeit, welche mir für diese in Folge unerwarteter Verhältnisse übernommenen Arbeit zu Gebote stand, sowie bei dem hier obwaltenden Mangel an den betreffenden Hilfsmitteln bitte ich es zu entschuldigen, wenn die neueste Litteratur nicht überall ausreichend benutzt sein sollte.

erfolglos an den grossen Spielen betheiligte. Ihr Ruhm ist also eingeschlafen, weil sie keine Siege errungen und in Folge dessen auch keine Siegeslieder davon getragen haben. Das erste Siegeslied, das der Familie wieder zu Theil wird, ist die vorliegende Ode Pindar's. Wenn nun der Dichter sagt, Poseidon hat, (indem er durch Verleihung des istsmischen Sieges mittelbar diese Ode hervorrief), den Ruhm der Kleonymiden wieder aus dem Schlafe erweckt, so wird man darin zwar nicht mit Bulle etwas geradezu Abenteuerliches finden, immerhin aber doch eine sehr auffallende und sonst bei Pindar wohl kaum nachweisbare Nichtachtung des durch den Sieg selbst erlangten Ruhmes. Dieses Bedenken wird um so schwerer in's Gewicht fallen, wenn wir die Worte *τόνδε πορῶν γενεᾷ Θανμασίῶν ἕμνον* mit Bulle so verstehen, dass sie gleichbedeutend wären mit *τόνδε πορῶν γενεᾷ Θανμασίῶν νίκαν ἢν ἕμνέω*. Und allerdings wird eine unbefangene, durch keine Rücksicht auf jene Schwierigkeiten im Voraus eingenommene Auffassung der Worte diesen Sinn als den zwangloser sich ergebenden und darum wahrscheinlicheren anerkennen müssen. Denn wie Bulle richtig bemerkt, würde, wenn man in jener Weise den Ausdruck *ἕμνον* urgirt, Poseidon aus dem Schutzherrn des Isthmos zum Musengott umgewandelt sein, der die Kleonymiden mit Siegesliedern versorgt, während er doch nur die Gelegenheit dazu gegeben, und zweitens würde man dem Dichter eine trotz seines bekannten Stolzes wenig wahrscheinliche Eitelkeit zumuthen, wenn man ihn sagen liesse, „durch diese (meine) wunderwürdige Ode hat Poseidon eurer Thaten Ruhm erweckt.“ Doch, mag man die Worte in dieser oder jener Weise verstehen, immer bleibt die Schwierigkeit, dass der Dichter den Nemeensieg in Bezug auf den dem Geschlechte wieder erweckten Ruhm als völlig bedeutungslos behandelt, was um so auffällender ist, als erstens der Wagensieg, der ohnehin wohl mehr galt, als der im Allkampfe, grade für die als Rossezüchter und Wagenlenker berühmten Kleonymiden (cf. v. 16 *δόξαν παλαιῶν ἄρμασιν*, 17 *τετραοριῶν πόνοις*, 32 *ἵπποτρόφοι τ' ἐγένοντο*, 43 *ἄρμα καρύξαισα νικῶν*, 46 u. 47 *οὐδὲ παναγυρίων ξυνᾶν ἀπέχρον καμπύλον δίφρον*, *Πανελλάνεσσι δ' ἐριζόμενοι δαπάνη χαίρον ἵππων*) von besonderem Werthe sein musste, und zweitens der Dichter selbst im Proömium ausdrücklich hervorhebt, dass dem Melissos das Glück beschieden sei über zwei Siege sich freuen zu dürfen (v. 9 u. 10 *ἔστι δὲ καὶ διδύμων ἄθλων Μελίσσῳ μοῖρα πρὸς εὐφροσύναν τρέψαι γλυκεῖαν ἦτορ*.)

Bei allen bisher über die Verse 37 — 41 aufgestellten Erklärungen müssen wir also aus den dargelegten Gründen Bulle vollständig Recht geben, wenn er es als unzweifelhaft bezeichnet (p. 11): „Als der Dichter das dritte System dichtete, hatte er keine Kenntniss von dem in der ersten Antistrophe erwähnten Nemeensieg des Melissos; es ist also unmöglich, dass alle 90 Verse ein Gedicht gebildet haben; das spätere System muss einer späteren Zeit angehören als die vier letzten.“ Bulle zieht nun hieraus und aus einigen anderen von ihm ausgeführten Prämissen den Schluss (p. 18): „Pindar hat das erste System zu dem fertigen Gedichte hinzugedichtet, nachdem Melissos auch die Palme des Wagensieges errungen hatte, mag das nun rasch auf einander geschehen sein, so rasch vielleicht, dass die istsmische Siegesfeier noch gar nicht stattgefunden hatte, als der neue Erfolg hinzu kam; sie konnte ja in Erwartung desselben absichtlich verschoben sein; — oder mag das früher benutzte Gedicht zu der nemeischen Feier wieder hervorgeholt und von dem Dichter durch das erste System vervollständigt sein. Beides ist möglich, das erste mir wahrscheinlicher.“

Obgleich diese Annahme sich unter Anderm auf eine, wie unten nachzuweisen, unzweifelhaft irrige Auffassung des auf den Aias bezüglichen mythischen Abschnittes stützt (p. 13) und ausserdem

noch mehreren Bedenken unterliegt, so würde sie dennoch sowohl vor Schnitzer's Ansicht, dass das erste System interpolirt sei, als auch vor der noch weiter gehenden Hypothese Bergk's, dass zwei Gedichte vorliegen, von welchen dem ersten der Schluss, dem zweiten der Anfang fehlt, entschieden den Vorzug verdienen, wenn nicht die Schwierigkeit, von welcher Bulle bei seiner Untersuchung ausgeht und die zuerst hervorgehoben zu haben sein Verdienst ist, auf eine einfachere Weise beseitigt und so die namentlich von Friederichs (Pindarische Studien p. 95 fg.) mit schlagenden Gründen vertheidigte Einheit des Gedichtes gerettet werden könnte.

Wir gehen davon aus, dass Pindar in der Einleitung des Gedichtes, unmittelbar nach der Erklärung, dass man den im Festschwarme feiernden Mann in lieblicher Rede Zierden tragen müsse, von zwei Siegen redet, die dem Melissos zugefallen seien, dass er also gleichsam als das Thema seines Gedichtes nicht einen, sondern zwei Siege hinstellt. Dass von diesen beiden Siegen, dem Pankrationsiege auf dem Isthmos und dem Wagensiege in den Nemeen, der isthmische die eigentliche Veranlassung zu dem Gedichte gab, geht erstens aus dem Umstande hervor, dass das Gedicht unter den isthmischen auf uns gekommen, zweitens aber daraus, dass der Dichter an zwei hervorragenden Stellen der Ode diesen isthmischen Sieg ausdrücklich als das nächste Motiv derselben bezeichnet: v. 20, wo er nach den allgemeineren einleitenden Worten zum Thema übergeht und die *ἐμμεχανία* preist, die Melissos dem Dichter seiner Aufgabe gegenüber in den Isthmien bereitet habe und v. 61, wo er nach dem Preise des Geschlechts zu dem speciellen Lobe des Melissos sich wendend einen des Pankrationkampfes würdigen Kranz ihm reichen zu können wünscht. Wenn nun dessenungeachtet der Dichter im ersten Systeme den isthmischen Sieg nur wie beiläufig behandelt, allen Nachdruck aber auf den nemeischen Wagensieg legt, so würde das befremdlich erscheinen müssen, wenn nicht bei der dem isthmischen Siege gewidmeten Festfeier dieser sich von selbst den Festgenossen in den Vordergrund gedrängt und so einer Hervorhebung nicht bedurft hätte und wenn nicht ausserdem das Motiv, welches den Dichter zu seiner auffallenden Ausdrucksweise veranlasste, deutlich erkennbar wäre. Denn, wie Dissen zu der Stelle (Böckh's Pindar II, 2. p. 501) richtig bemerkt, will Pindar offenbar sofort einen Uebergang finden zu den Verdiensten des Geschlechtes, um an diese das Lob des Melissos anzuknüpfen. Da nun aber die Kleonymiden im Wagenkampf und nicht im Pankration sich hervorgethan, so musste natürlich auch der Wagensieg des Melissos an dieser Stelle vorzugsweise betont werden. Halten wir nun aber fest, dass es zwei Siege sind, welche die factische Grundlage der ganzen Ode bilden, so werden wir auch erwarten dürfen, dass Pindar an der Stelle, wo er den Poseidon als Verleiher dieses *ἔμνος* nennt, nicht bloss den einen, sondern beide Siege im Sinne hatte. Da der Nemeensieg ein Wagensieg war, so konnte recht wohl derjenige Gott, in dessen Dienst vor Allem die Rossezucht und die Uebungen im Wettfahren standen, als der eigentliche Urheber dieses Sieges gepriesen werden. Man hat bisher, verleitet durch die Worte v. 38: (*οἰκέων*) καὶ γέροντα ποτιάδα πρὸ Κορίνθου κειχέων als selbstverständlich vorausgesetzt, Poseidon werde hier nur deshalb erwähnt, weil Melissos auf dem Isthmos den Pankrationsieg gewonnen habe, und der jenen Worten vorausgeschickte Zusatz *Ὀγγηστὸν οἰκέων* sei nur eine Hindeutung auf den Böotischen Gott, der dem Böotischen Thebaner in den Isthmien den Sieg verlieh. So nahe liegend und ansprechend auch diese Auffassung sein mag, so ist doch unzweifelhaft jene andere Deutung der dieser Charakterisirung zu Grunde liegenden Intention des Dichters, was

die Worte selbst betrifft, ebenso berechtigt, mit Rücksicht auf das ganze Gedicht aber entschieden vorzuziehen. Wenn Preller in seiner Mythologie (I. p. 463, 2. Auflage), ohne sich dabei auf die vorliegende pindarische Stelle zu stützen oder dieselbe auch nur zu erwähnen, sagt, dass in Bezug auf die ritterlichen Wettkämpfe in der auf die älteste Periode folgenden Zeit „besonders zwei Stätten berühmt waren, Onchestos und der korinthische Isthmos,“ so dürfen wir mit Bestimmtheit voraussetzen, dass in den Hörern der pindarischen Oden, wenn der Erderschütterer als der Onchestos und den Isthmos bewohnende charakterisirt wurde, in erster Linie die Vorstellung des die Wagenkämpfe schirmenden Gottes auftauchte, an unserer Stelle um so mehr, als von dem Geschlechte, welchem Poseidon diesen Hymnus verleiht (*τόνδε πορῶν γενεῇ Θευμασιῶν ἔμνον*) im Vorhergehenden wiederholt hervorgehoben, dass es sich der Rossezucht und den Wagenkämpfen gewidmet habe (v. 32 *ἰπποτρόφοι τ' ἐγένοντο*, v. 15 u. 16 *ἵστε μὲν Κλεωνύμου δόξαν παλαιὰν ἄρμασιν*, v. 17 *πλούτου δέσποιναν τετραοριῶν πόνοισι*). Dass die Erwähnung des Isthmos dabei auch die Vorstellung des dort von Melissos gewonnenen Pankrationsieges weckte, ist selbstverständlich, und Beides zusammengenommen ergibt, wie mir scheint, unzweifelhaft, dass der Dichter mit seinen Worten an die beiden Siege des Melissos erinnern wollte.

Das gewichtigste Bedenken gegen die Zusammengehörigkeit der beiden Stücke dürfte hiermit beseitigt sein. Als völlig erwiesen wird freilich die Einheit des Gedichts erst dann betrachtet werden können, wenn es gelingt, den Grundgedanken desselben und seinen einheitlichen Gedankengang in überzeugender Weise darzulegen. In dieser Beziehung aber haben die bisherigen Vertheidiger der Einheit, so treffliches sie auch im Einzelnen geleistet haben, sich noch nicht eines allgemeinen Beifalls auch nur im eigenen Lager zu erfreuen gehabt. Die von Friedrichs Pind. Studien p. 95 aufgestellte, in wesentlichen Punkten sehr einleuchtende Disposition hat nicht verhindert, dass nach ihm Leopold Schmidt Pindar's Leben und Dichtung p. 413 mit einer ganz anderen Ansicht über die Grundgedanken des Gedichts aufgetreten ist. Und da dieser Erklärer selbst von „einer grossen Lockerheit der Composition und einem geringen Zusammenhang der mythischen Partien mit dem Gedankeninhalt“ redet, so war nicht zu verwundern, dass auch über ihn ein Stärkerer kam, der die Willkürlichkeit und völlige Unhaltbarkeit der aufgestellten Disposition nachweisen zu können glaubte. Wenn dieser negative Theil der Beweisführung Mezger's (Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1867 p. 392 fg.) wohl schwerlich eine Anfechtung erfahren wird, so darf andererseits Bulle (Bremer Programm 1869, p. 8), der über den von Mezger herausgefundenen Gedankengang bemerkt: „Wenn bei diesen Worten der aufmerksame Leser den Kopf schüttelt, die Disposition noch einmal durchliest und wieder den Kopf schüttelt, so thut er nur, was ich gethan,“ sich ohne Zweifel bei der Begründung dieses Urtheils eines gleichen Erfolges rühmen. In der That es könnte bedenklich erscheinen sich der Ate dieses Wettkampfes auszusetzen, wenn nicht der Dichter selbst durch seine Worte *ἔστιν δ' ἀφάνεια τύχης καὶ μαρναμένων, πρὶν τέλος ἄκρον ἰκέσθαι τῶν τε γὰρ καὶ τῶν διδοῦ* auch gleichsam den Erklärern seiner Ode zurief, durch solches Missgeschick von neuen Versuchen sich nicht abschrecken zu lassen.

So viel ich sehe, ist die Stelle über den im Streite mit Odysseus besiegten, aber von Homer hochgepriesenen Aias (v. 52—60) derjenige Abschnitt der Ode, dessen Auffassung bei den bisher aufgestellten Dispositionen stets am wenigsten befriedigte und daher zu neuen Ansichten über die

Gliederung und die Grundgedanken des Gedichtes die meiste Veranlassung gab. Friederichs meint (Pindar. Stud. p. 94): „Die Parallele, welche der Dichter zieht zwischen dem Loos des Aias und demjenigen des besungenen Geschlechtes, zeigt, dass unter *τέλος ἄκρον* (v. 50) nicht der Sieg im Wettkampfe zu verstehen ist, wie die Erklärer meinen, sondern vielmehr das, was der Dichter v. 55 ausführt, nämlich unsterblicher Ruhm. Die Kleonymiden, so hatte er ausgeführt in *ἀντ.* 3, haben sich erprobt in Wettkämpfen, allein, fährt er fort, das genügt nicht, um zum *τέλος ἄκρον* zu kommen. Die Tyche giebt dies und jenes, Gutes und Schlimmes, der Schlechtere stürzt den Besseren. So ging es dem Aias, dessen gewaltige Tüchtigkeit bei den Hellenen keine Anerkennung fand, aber Homer hat ihn geehrt. Durch ihn ist er zum *τέλος ἄκρον* gekommen, und dasselbe soll den Kleonymiden werden durch den Dichter.“ Mit Recht ist diese Ansicht von keinem der späteren Erklärer angenommen worden. Denn wenn die Kleonymiden zwar in den Wettkämpfen gesiegt, aber nicht die poetische Verherrlichung gefunden hätten, warum sollte der Dichter sie mit einem Helden vergleichen, der in einem Wettstreite unterlag? Allerdings bezog sich der Wettstreit zwischen Odysseus und Aias nur auf ein Symbol, durch welches sich Anerkennung der Mitbürger ausdrücken sollte, die goldene Waffentrüstung des Achilleus, allein hatten die panhellenischen Spiele mit ihren Siegeskränzen einen anderen Sinn? Ist es natürlicher die Kunst, mit der geringere Männer oft tüchtigere beim Ringen listig zu Boden warfen (v. 52 *καὶ κρέσσον' ἀνδρῶν χειρῶν ἔσφαλε τέχνη καταμάρψαισ'*), darauf zu beziehen, dass etwaige Gegner der Kleonymiden den für ihre Siege ihnen zukommenden dichterischen Ruhm ihnen listig entwandten, oder aber darauf, dass die Kleonymiden, obwohl tüchtig und wohl ausgerüstet, dennoch im Wettkampfe von gewandteren Gegnern durch allerlei Kunstgriffe überwältigt wurden? Warum sollte der Dichter ferner mit solchem Nachdrucke den unglücklichen Tod des Aias erwähnen, der doch einzig und allein eine Folge seiner Niederlage im Wettstreite mit Odysseus war? Ist es schon hiernach unzweifelhaft, dass Pindar auf das Misslingen agonistischer Versuche der Kleonymiden hindeuten will, so wird diese Voraussetzung noch weiter auf das Schlagendste bestätigt durch die auch von Schmidt p. 416 Anm. 1 geltend gemachte Ausdrucksweise, deren sich der Dichter in den vorhergehenden Versen in Bezug auf die Theilnahme der Kleonymiden an den panhellenischen Spielen bedient. Denn wenn diese nicht eine erfolglose gewesen wäre, so würde zweierlei völlig unerklärlich sein: Erstens, warum sollte der Dichter bei den geringeren Wettkämpfen in Athen und Sikyon ausdrücklich gesagt haben, dass „ihr Wagen siegte“ (v. 43 *ἄρμα κερύξαισα νικᾶν*), bei den viel wichtigeren grossen Kampfspielen aber nur, dass sie ihren Wagen „nicht fern hielten“ und „sich an dem Aufwande für die Rosse freuten“? In noch stärkerer Weise die Niederlage anzudeuten verhinderte den Dichter offenbar sein an vielen andern Stellen deutlich erkennbares Zartgefühl. Zweitens aber wäre der Zusatz, dass wer nie einen Versuch gemacht, unbekannt und verschwiegen bleibe, (v. 48 *τῶν ἀπειράτων γὰρ ἄγνωστοι σιωπαί*), wenig motivirt, während er bei einer erlittenen Niederlage eine sehr angemessene Anerkennung des bewiesenen unverzagten Strebens enthält. Zu dieser Voraussetzung passt ausserdem auch vortrefflich der von dem Glückswechsel im Geschlechte der Kleonymiden v. 23 u. 24. gebrauchte Ausdruck, sie hatten bei ihren agonistischen Bemühungen bald günstigen, bald ungünstigen Wind. (*ἄλλοτε δ' ἄλλοιός οὔρος πάντας ἀνθρώπους ἐπαίτσων ἐλαίνει*).

Mit Sicherheit kann hiernach als der Sinn der 3. Antistrophe und der 4. Strophe angegeben werden: Die Kleonymiden haben in den Spielen zu Athen und Sikyon gesiegt, an den

panhellenischen Kampfspielen aber ohne Erfolg sich betheiltigt, da sie gewandteren Gegnern unterlagen, wie ja auch der gewaltige Aias von dem listigen Odysseus übervorthcilt wurde. Aber wie Aias durch die Gesänge des Homer verherrlicht und für sein Missgeschick entschädigt worden ist, so wiegt auch den Kleonymiden — das lässt der Dichter deutlich zwischen den Zeilen lesen — dies mein Lied jenes vereinzeltc Unterliegen auf.

Der Sinn dieser Stelle, an und für sich betrachtet, wird hiernach keinem Zweifel unterworfen sein, eine noch ungelöste Schwierigkeit aber enthält die Frage nach der inneren Gedankenverbindung dieses Abschnittes mit dem folgenden. Bei den bisherigen Ansichten über den Inhalt der theilweise verderbt überlieferten 4. Antistrophe hat Leop. Schmidt (p. 416) vollkommen Recht, wenn er von dem Mangel einer solchen redet und dabei bemerkt: „Der Gesichtspunkt, unter welchen die Tüchtigkeit des Melissos in diesem letzteren Theile gebracht wird, hat mit dem Inhalte jenes gar nichts gemein; der einzige lose Berührungspunkt liegt darin, dass nach der v. 52 u. 53 gegebenen Andeutung seinen Vorfahren die bei ihm so ausgebildete Kunstfertigkeit einigermaßen abging.“ Auch Bulle empfindet dieselbe Schwierigkeit und sagt (p. 12 u. 13): „Wozu die Misserfolge der Väter erwähnen? Nur um die Person des Siegers zu heben? auf Kosten des eigenen Geschlechtes zu heben? Wohl, das wäre denkbar; aber wo bleibt dann der Nachsatz?“ Da nun der Nemeensieg des Melissos im Folgenden nicht erwähnt wird, so schliesst Bulle weiter: „Die hier ausgesprochene Idee, dass Misserfolge dem Ruhm übrigens tüchtiger Menschen keinen Eintrag thun können — der Hinweis auf Aias, der trotz seines Unterliegens für ewige Zeiten gefeiert wird, sie lassen sich nur begreifen entweder als Zuruf an einen Zagenden, der die Schande des Misslingens fürchtet — oder als Ermunterung für einen Entmuthigten, dem das Glück bereits feindlich gewesen war.“ Folglich, meint Bulle weiter, will der Dichter den Melissos ermuthigen in seinem edlen Streben fortzufahren und nach einem Siege im Wagenkampfe zu ringen. Diesen Sieg hat, nach Bulle's Meinung, Melissos dann wirklich errungen, und dafür preist ihn dann der Dichter in dem später zu dieser Ode hinzugefügten System.

Dieser scharfsinnigen Combination würden wir ohne Zweifel beipflichten müssen, wenn die erste Voraussetzung derselben, der aus v. 37 fg. gezogene Schluss, dass Pindar bei Abfassung der sogenannten 4. isticnischen Ode von dem Nemeensiege noch keine Kenntniss gehabt habe, sich uns bestätigt hätte. Da dies aber nicht der Fall ist, so erwächst uns die Aufgabe, nach einer anderen Lösung des unbestreitbar vorhandenen Bedenkens zu suchen.

Dass mit v. 61 ein neuer Abschnitt des Gedichtes beginnt, ist die übereinstimmende Annahme aller Erklärer desselben. Auch erhellt auf den ersten Blick, dass der vorhergehende Theil vorzugsweise dem Lob des Geschlechtes, der mit v. 61 beginnende dem des Melissos selbst gewidmet sei. Zu wenig beachtet aber ist bisher, dass der Dichter beide Theile nicht äusserlich neben einander stellt, sondern schon durch die Worte, mit denen er von dem einen zum andern übergeht, auf eine innere Gedankenverbindung hinweist. Er wünscht sich den freundlichen Beistand der Musen, damit er jene Liederfackel auch dem Melissos anzünden könne (v. 61 *κείνου ἄψα πυρσὸν ὕμνων καὶ Μελίσσῳ*). Er will also ein ähnliches Lob, wie Homer es dem Aias gesungen, seinerseits dem Melissos im Liede darbringen. Er zieht hiermit unverkennbar eine Parallele zwischen sich

und dem Homer einerseits und dem Melissos und Aias andererseits. Jeder aufmerksame Hörer also musste, weil die Vorstellung des Aias durch die Worte des Dichters wach erhalten war, durch die nun folgende Gegenüberstellung der Kühnheit des Löwen und der Klugheit des Fuchses sofort an den vor wenigen Versen vom Dichter angedeuteten Kampf zwischen Aias und Odysseus erinnert werden. Denn bezeichnender lässt sich wohl kaum auf der einen Seite Aias mit seinen gewaltigen Gliedern (*πρωτόριος* Jl. 7, 211), breiter und höher als alle Uebrigen (Jl. 3, 227), von unerschütterlicher Kraft und Mannheit, wenn er weichen muss grimmig wie ein Löwe (Jl. 11, 545 fg.), und auf der andern Seite der vielgewandte, verschlagene Odysseus, dessen List im Munde aller Menschen ist (Od. 9, 19 *ὅς πᾶσι δόλοισιν ἀνθρώποισι μέλω*), bezeichnender lassen sich diese Beiden wohl nicht einander gegenüberstellen als unter dem Bilde des Löwen und des Fuchses. Mag man im Einzelnen die nicht intact überlieferte Stelle lesen und deuten wie man will*), darüber kann nicht der mindeste Zweifel sein, dass der Dichter sagen wollte: Melissos ist ein Aias an Muth, ein Odysseus an Gewandtheit. Dieses Resultat aber gewährt uns nicht nur den Schlüssel zur Lösung der oben erwähnten Schwierigkeiten, sondern lässt auch zugleich ein helles Licht auf die Oekonomie des ganzen Gedichtes zurückstrahlen. Der von Bulle bei den bisherigen Erklärungen mit Recht vermisse Nachsatz zu der Erwähnung der Misserfolge der Kleonymiden liegt eben in dieser Charakterisirung des Melissos und die von Schmidt bisher mit gleichem Rechte geleugnete innere Gedankenverbindung zwischen den beiden Theilen des Gedichtes ist einfach die, dass Melissos hingestellt wird gleichsam als die Krone seines Geschlechtes oder, wie Mezger von dem Verhältnisse des letzten Drittels des Gedichtes zu den beiden vorhergehenden mit einem treffenden Bilde sagt, wie die Statue auf das Postament: Die Kleonymiden haben durch ihren Muth und ihre Tüchtigkeit eine Reihe von Siegen davongetragen, aber da ihnen Gewandtheit nicht im gleichen Masse eigen war, so konnten sie bis jetzt noch nicht zum höchsten Ziele gelangen (*τέλος ἄκρον ἐκείσθαι* v. 50), sondern unterlagen wie Aias dem Odysseus unterlag. Melissos aber verbindet mit der Kühnheit des Löwen auch die Schlaueit des Fuchses, er ist ein Aias und Odysseus zugleich: Er darf daher auch wie Herakles hohen Lohn für seine Mühen erwarten.

Eine Bestätigung dieser Deutung des Zusammenhangs, wenn dieselbe noch einer solchen bedürfen sollte, darf ohne Zweifel in dem Ausrufe gefunden werden, mit welchem der Dichter diesen neuen Abschnitt einleitet: *προφρόνων Μοισᾶν ἵχοιμεν*. Kenner Pindars werden sich erinnern, dass

*) Der Ueberlieferung am nächsten käme es, wenn man v. 61 *θηρᾶν* in *θηρᾶ* ändert und dann zu *εἰκῶς* in v. 63 in Gedanken ergänzt „ihm“, nämlich dem eben erwähnten und noch im Vordergrund des Bewusstseins schwebenden Aias. Die Stelle hiesse dann: *τόλμα γὰρ εἰκῶς θυμὸν ἐριβρεμεῖαν θηρᾶ λέοντων ἐν πόνῳ μῆτιν δ' ἀλώπηξ, αἰετοῦ ἢ τ' ἀναπνευμένα ὄμβρον ἴσχει*. „Denn an Kühnheit ihm gleichend jagt er nach dem Muth lautbrüllender Löwen bei der Kampfesarbeit; an Klugheit aber ist er ein Fuchs, der sich ausstreckend des Adlers kreisendes Zustossen abwehrt.“ Letzteres ist wohl so zu verstehen, dass der Fuchs sich auf den Rücken legt, um den Adler auch mit den Füssen packen zu können. Dass Melissos irgend einen Kunstgriff anwandte, bei welchem er selbst feste Position auf der Erde hatte, der Gegner aber den Boden unter den Füßen verlor, zeigt der folgende Vergleich mit dem Kampfe zwischen Herakles und Antäus. Nicht unmöglich wäre es übrigens, dass Pindar mit dem *αἰετός*, von welchem er Isthm. 5, 53 den Namen des Aias ableitet, auch hier auf Aias anspielen wollte, um die Beziehung auf das vorher Gesagte noch lebendiger fühlen zu lassen.

er es liebt, da wo sein Gedankengang ein verborgener oder besonders beziehungsreicher ist, die Aufmerksamkeit seiner Hörer in irgend einer Weise darauf hinzuweisen. Ein unserer Stelle sehr ähnliches Beispiel bietet die 9. olymp. Ode, wo er v. 80 plötzlich den Wunsch ausstösst, dass er doch geschickt sein möchte passende Mähr zu erfinden, um auf der Musen Wagen daherzufahren, und damit offenbar darauf hindeuten will, dass er die Freundschaft des Achilleus und Patroklos deshalb erwähnt habe, weil das Verhältniss zwischen Epharostos und Lampromachos ein ganz ähnliches gewesen sei. Sehr wahrscheinlich hat daher Böckh zu jener Stelle vermuthet, dass diese Beiden im Kampfe sich brüderlich zur Seite gestanden*). — Dergleichen Beispiele einer Hinweisung auf versteckte Gedanken des Dichters liessen sich noch mehrere beibringen, doch würde deren Besprechung hier zu weit führen.

Zum Schlusse versuchen wir den Gedankengang der Ode von den gewonnenen Gesichtspunkten aus übersichtlich zusammenzufassen.

Das Proömium führt zuerst den allgemeinen Gedanken aus, dass wer glücklich durch Wettkämpfe oder Reichthum sei und zugleich im Herzen den Uebermuth zähme, von den Mitbürgern gepriesen zu werden verdiene (v. 1—8). Dann wird Melissos als solch ein Glücklicher genannt, da er zwei Siege gewonnen, den einen auf dem Isthmos, den andern im Wagenkampfe zu Nemea (v. 9—13). Hierdurch, heisst es weiter, habe er die Tüchtigkeit seines Geschlechtes auf's Neue bewährt. Denn die Kleonymiden seien durch ihre Wagenkämpfe berühmt gewesen, aber freilich seien auch sie von dem Wechsel menschlichen Geschickes nicht unberührt geblieben (v. 14—19). Die im Proömium angedeuteten Gedanken werden nun im Folgenden in der Weise ausgeführt, dass der erste Theil (v. 19—60) dem Lob des Geschlechtes, der zweite (61—90) dem des Melissos gewidmet wird.

Der Grundgedanke des ersten Theils wird an der Spitze desselben v. 19—24 deutlich ausgesprochen. Veranlasst durch den isticischen Sieg des Melissos will der Dichter die Tugenden des Geschlechtes der Kleonymiden preisen, in denen diese stets mit der Gottheit vereint bis an's Ende des Lebens wandelten, und für welche ihnen ungeachtet manchen Ungemachs zahlreiche Gnadenerweisungen der Götter zu Theil wurden. Diese hier nur angedeuteten gleichsam noch im Keime liegenden Gedanken, die Tüchtigkeit des Geschlechtes (*ἀρετὰς*), seine Gottesfurcht (*σὺν θεῶν*), sein mannigfaches Missgeschick (*ἄλλοτε ἄλλοῖος οἴχος*) und die dennoch in so reichem Masse sich zeigende Huld der Götter (*ἔσσι μοι θεῶν ἕκαστ' ἐκαὶ μύρια παντὶ κέλευθός*) werden nun im Folgenden entwickelt, jedoch

*) Eine ähnliche Aufforderung zwischen den Zeilen zu lesen, einen Appell an die Phantasie der Zuhörer hat Friederichs (p. 21) sehr schön in der 13. olymp. Ode nachgewiesen. Nachdem die Erzählung von den grossen Thaten des Bellerophon beendigt ist, erklärt der Dichter plötzlich: seinen Tod will ich verschweigen. Schmidt meint (p. 333), Pindar wolle sich damit das Recht wahren, aus einem mythischen Hergange die dem darzustellenden Gedanken gemässen Momente herauszugreifen und die übrigen zu übergehen. Sehr treffend aber bemerkt Friederichs, dass der Dichter mit den Worten, er wolle den Tod des Bellerophon verschweigen, grade auf ihn hinweist. „Er erinnert damit an den Helden, den grosses Glück übermüthig machte, der zum Himmel hinauf in die Götterversammlung fliegen wollte und darum seinen Untergang fand.“ Gewiss hat Friederichs dort vollkommen das Richtige getroffen. Denn wir werden durch die fortgesetzte Steigerung gewissermassen auf eine immer grössere Höhe hinaufgeführt, um von dieser den Bellerophon in jähem Sturze verschwinden zu sehen. Dies Verschwinden ist viel grässlicher, als wenn wir seinen Untergang noch weiter verfolgen könnten; es ist der Phantasie ein grösserer Spielraum gelassen. Friederichs' Ansicht, dass der Dichter durch diese Erzählung vor der *ἵβρις* warnen wolle, wird schlagend bestätigt durch die Worte (v. 11—13) „ich habe schönes zu sagen: aufrichtiger Muth treibt mir aber die Zunge zu reden an: unmöglich ist es die angeborene Sinnesart zu verbergen“, d. h. ich will die Oligäthiden und die Korinthier preisen, zugleich aber sie vor Ueberhebung warnen.

nicht in äusserlicher Reihenfolge aufgezählt, sondern in einer für die tiefer liegenden Absichten des Dichters sehr wirksamen Weise in einander verschlungen. Das logische Eintheilungsprincip des ganzen Abschnittes aber gewähren die verschiedenen Lebensgebiete, in denen jene Erscheinungen sich zeigten, in so fern in der ersten Hälfte (v. 25—36) die bürgerlichen Tugenden und Geschicke der Kleonymiden, in der zweiten (v. 37—60) ihre agonistischen Bemühungen und Erlebnisse behandelt werden. Dort wird uns das Geschlecht geschildert als ein von alten Zeiten her hochberühmtes, das bis zu dem äussersten Ziele menschlichen Strebens, gleichsam zu den Säulen des Herakles vorgedrungen, von lärmendem Uebermuth aber sich ferne hielt. Doch des Krieges rauher Wintersturm verödete ihren glücklichen Heerd, indem auf einen Tag vier Männer ihres Hauses in der Feldschlacht fielen. Nun aber lässt durch der Götter Rathschluss nach winterlichem Dunkel die Erde purpurne Rosen aufspriessen, denn Poseidon verlieh dem Melissos herrliche Siege und spendet so ihm diesen Sangespreis, der den in Schlaf gesunkenen Ruhm der Kleonymiden von seinem Lager sich erheben lässt. Mit diesen Worten ist der Dichter unvermerkt in die zweite Hälfte dieses Abschnittes hinübergewandert. Denn nicht jener Verlust der für's Vaterland gefallenen Helden war, wie Friederichs in Folge seiner oben erwähnten irrigen Ansicht anzunehmen scheint („es folgte schweres Unglück, so dass sein Ruhm einschloß“ p. 98), die Veranlassung, dass der Ruhm der Kleonymiden in Schlaf gefallen war, sondern sie hatten auf demselben Gebiete, das jetzt dem Melissos die Ruhmeskränze eintrug, nach früheren Siegen wiederholte Niederlagen erleiden müssen. Doch wie Aias, der von Odysseus übervortheilt wurde und schmachvollen Todes umkam, dennoch bei der Nachwelt durch die Gesänge des Homer gefeiert dasteht, so — das lässt uns der Dichter als seine Meinung errathen — auch die Kleonymiden durch dieses Lied, zu dem Melissos durch seine Siege Gelegenheit gab. Aber nicht in so äusserlicher Weise gewinnt Pindar den Uebergang von dem ersten zum zweiten Theile (v. 61—90), dem Lobe des Melissos, sondern er knüpft innerlich an das unmittelbar vorher Gesagte an. Melissos hat, indem er nicht bloss mit Kraft, sondern auch mit kluger List seines Gegners Herr wurde, sich zugleich einem Aias und einem Odysseus ähnlich gezeigt, und so den alten Ruhm des Geschlechtes nicht nur wieder erweckt, sondern auf's Höchste gesteigert. Klein an Gestalt hat er, wie Herakles den Antäos, seinen Gegner im Ringkampfe zu Boden geworfen. Dieser neue Vergleich leitet den Dichter hinüber zur Schilderung der weiten Züge und mühevollen Thaten dieses Heros und seiner Erhöhung zu den Göttern, mit ihrer seligen Ruhe und ewigen Ehre. Dieser ewigen Ehre Zeuge ist auch Theben, und so gleitet der Dichter in sinnvoller Wendung unbemerkt hinüber zur Beschreibung des Festes der Herakleen vor dem Elektrathore, bei denen am ersten Tage den von Herakles im Wahnsinne erschlagenen acht Kindern der Megara Opfer dargebracht wurden, und am zweiten Ringkämpfe stattfanden. Bei diesen war es, wo Melissos einst als Knabe weiss unkränzt mit Myrtenblüthen zweimal als Sieger sich zeigte. Und indem der Dichter mit dem Lobe des thebanischen Lehrmeisters abschliesst, dem Melissos die Anfänge jener klugen Gewandtheit verdankte, durch die er mehr erreicht, als Einer seiner Ahnen, lässt er jedes Thebaners Herz höher schlagen bei dem Gedanken, dass durch des Melissos' Siege auch Theben neue Kränze zu Nemea und auf dem Isthmos davongetragen.

Den Grundgedanken des Gedichtes werden wir hiernach im Anschluss an den vom Dichter an die Spitze desselben gestellten Satz in die Worte fassen dürfen: Melissos und sein Geschlecht sind hoch zu preisen, weil sie beglückt sind durch Reichthum und Siege und doch

im Herzen den wilden Uebermuth bezähmen. Denn obgleich auch sie wie alle Sterblichen nicht verschont blieben von dem Wechsel des Geschickes und manches Leid ertragen mussten, so hat doch in den Siegen des Melissos und in dem daraus dem Geschlechte erwachsenden Ruhm und Sangespreis „neuer Frühling zurückgebracht, was der Winter genommen.“ Dem aufmerksamen Leser aber wird nicht entgehen können, dass neben diesem klar zu Tage liegenden Gedanken noch eine verborgene Mahnung des Dichters in seinen Worten enthalten ist. Denn während die Gottesfurcht der Vorfahren des Melissos zweimal ausdrücklich hervorgehoben wird (v. 23 *σὺν θεῶν θνατὸν δίοχονταί βίοντος τέλος*. v. 26 *κελαδενῆς τ' ἄρχωνοῖ ἕβριος*), findet sich eine ebenso unumwundene Anerkennung in Bezug auf den Melissos nicht. Vielmehr fügt der Dichter, nachdem er hervorgehoben, wie die Kleonymiden gleichsam bis zu den Säulen des Herakles vorgedrungen, die Warnung hinzu, dass man weiter nicht streben dürfe. Wir werden also annehmen können, dass der Dichter dem Melissos in dieser Beziehung im ersten Theile des Gedichtes seine Ahnen und in dem zweiten den Heros seiner Vaterstadt als ein Vorbild habe hinstellen wollen, und dass er in der Absicht zweimal in allgemeinen Sentenzen (v. 18 u. 24) und dann in weiterer Ausführung derselben durch zwei aus der Geschichte des eigenen Geschlechtes gewählte Beispiele auf das Missgeschick, dem alle Menschen ausgesetzt seien, hingewiesen habe, um an die dem Menschen geziemende Demuth zu erinnern. Eben das Vorbild des Herakles aber und das der eigenen Ahnen führt zugleich auch den herrlichen Lohn, der auch nach dem Tode den Frommen erwarte, in den einladendsten Farben vor die Seele.

2. Die elfte pythische Ode.

Die 11. pyth. Ode ist eine der schwierigsten des Dichters, da sie, wie schon aus ihren geheimnissvollen Andeutungen (v. 37 — 40) hervorgeht, Beziehungen auf ganz bestimmte Zeitverhältnisse enthält und daher in ihrer gesammten Tendenz nur dann recht verständlich sein kann, wenn diese zu Grunde liegenden Verhältnisse wenigstens der Hauptsache nach bekannt sind. Denn mit so grossem Rechte auch Friederichs in seinen pindarischen Studien manchen gesuchten und gekünstelten Erklärungen pindarischer Oden gegenüber darauf hingewiesen hat, dass man vor allem den inneren Zusammenhang der Gedichte, die poetischen Motive derselben zu erforschen habe, so hat er doch bei dem an die Spitze seines Buches gestellten Grundsatz (p. 2): „Jedes pindarische Gedicht erklärt sich selbst, d. h. im Gedicht selbst sind immer die individuellen Anlässe, ist überhaupt Alles enthalten, was zur Erklärung des Gedichtes nothwendig ist“ vollständig übersehen, dass Pindar nicht für ein

zweitausend Jahre später lebendes Publikum gedichtet hat, sondern für seine Zeitgenossen, und dass er daher Vieles als unmittelbar bekannt und naheliegend voraussetzen durfte und musste, was für uns nur das Resultat gelehrter Untersuchungen sein kann.

Auch bei der vorliegenden Ode wird es also darauf ankommen, zunächst aus den äusseren Zeugnissen zu ermitteln, in welchen Zeitpunkt dieselbe fällt, und sodann zu untersuchen, ob der eigenthümliche Gedankengang des Gedichtes sich aus Beziehungen auf die zu jener Zeit bestehenden Verhältnisse erklären lässt.

Es kann aber, wie mir scheint, trotz der Widersprüche in den Angaben der Scholiasten mit grösserer Sicherheit als es bisher geschehen ist die Entstehungszeit des Gedichtes festgestellt werden. Die Scholien zu der Ueberschrift lauten nämlich (Böckh p. 416): *Γέγραπται ἢ ᾠδὴ Θρασυδαίῳ παιδὶ Θηβαίῳ σταδίου, νίκησαντι καὶ Πυθιάδα, καὶ γ' διαύλον ἢ στάδιον ἄνδρας. §. Ἄλλως γέγραπται ἢ ᾠδὴ τῷ προκειμένῳ νίκησαντι τὴν γ' Πυθιάδα διαύλου. οὐκ εἰς τὴν τοῦ διαύλου δὲ νίκην γράφει, ἀλλ' εἰς τὴν τοῦ σταδίου.* — In den von Tychon Mommsen in dem Frankfurter Programme 1867 herausgegebenen scholia Thomano-Tricliniana heisst es: *Γέγραπται ἢ ᾠδὴ Θρασυδαίῳ Θηβαίῳ παιδὶ νίκησαντι καὶ πυθιάδα καὶ γ' διαύλον καὶ στάδιον. Οὐκ εἰς τὴν τοῦ διαύλου δὲ νίκην γράφει, ἀλλ' εἰς τὴν τοῦ σταδίου.* Hieraus ergiebt sich zunächst mit Sicherheit, dass in den Verzeichnissen der Pythioniken zweimal — Pyth. 28 und Pyth. 33 — ein Thrasydäos als Sieger aufgeführt gewesen ist. Denn so gering man auch die Autorität der Scholiasten anschlagen mag, diese bestimmten Zeitangaben können sie nicht aus der Luft gegriffen haben. Bei den weiteren Fragen aber, welcher Sieg unserer Ode zu Grunde liege, und ob der Thrasydäos der 28. Pyth. mit dem der 33. identisch sei, werden die Behauptungen der Scholiasten nur dann für uns von Werth sein, wenn Gründe vorliegen, aus denen wir schliessen dürfen, dass sie nicht auf reinen Vermuthungen beruhen, sondern auf Ueberlieferung zurückgehen. Die Angabe nun, dass die Ode dem vorliegenden Thrasydäos als Sieger der 33. Pyth. gelte, kann, an und für sich betrachtet, eben sowohl Conjectur als Tradition sein. Allein schon der Umstand, dass kein Grund ersichtlich ist, der den Verfasser dieser Bemerkung auf eine solche Vermuthung hätte führen können, macht es wahrscheinlicher, dass die Notiz auf irgend eine alte Angabe zurückgeht. Nun kommt aber noch hinzu, dass, wenn der Scholiast Vermuthungen vorbringen wollte, es ihm näher liegen musste auf die 28. als auf die 33. Pythiade zu rathen. Denn, da Thrasydäos in der Ueberschrift ein *παῖς* genannt wird, so konnte er nur in dem ersten Zeitpunkte und nicht zwanzig Jahre später gesiegt haben. Dies Argument würde nur dann keine Beweiskraft haben, wenn wir zu der Annahme gezwungen wären, der Scholiast habe es als selbstverständlich ansehen müssen, dass der Thrasydäos der 28. Pyth. mit dem der 33. Pyth. nicht ein und dieselbe Person sei. In diesem Falle würden wir auf jenes erste Argument beschränkt sein und nur fragen können: „Warum rieth der Scholiast auf die 33. Pyth., während er doch eben so gut auf die 28. Pyth. rathen konnte?“ Erscheint aber die Identität der Beiden als das näherliegende, dann muss die Frage so formulirt werden: „Warum rieth der Scholiast auf die 33. Pyth., während er doch wegen des Wortes *παιδὶ* auf die 28. Pyth. hätte rathen müssen?“ Nun liegt aber doch ohne Zweifel die Annahme der Identität näher als die der Nicht-Identität, zumal wenn heidemale von einem Siege in derselben Kampfart die Rede ist. Wie sehr sich diese Annahme unmittelbar der Vorstellung aufdrängt, geht einleuchtend daraus hervor, dass Böckh bei seiner scharfsinnigen Untersuchung über diese Verhältnisse die Möglich-

keit, dass von zwei verschiedenen Thrasydäos die Rede sei, völlig unerwogen liess. Wenn also dessenungeachtet die Scholien die Behauptung enthalten, Pindar feiere hier den Sieg der 33. Pythiade, so werden wir mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit schliessen dürfen, dass hierzu irgend eine bestimmte Angabe Veranlassung gab, und dass die Behauptung mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Hiergegen ist freilich von L. Schmidt (S. 181) der Einwand erhoben worden, der Sieg des Thrasydäos bei der 33. Pyth. sei ein Sieg im Doppellauf, der in unserem Gedichte gefeierte dagegen ein Sieg im einfachen Wettlauf gewesen, weil es undenkbar sei, dass die höhere und schwierigere Kampffart v. 49 mit unter den Begriff der geringeren *γυμνὸν σιάδιον* gefasst sein sollte. Aber zugegeben, dass diese letztere, allerdings nicht unwahrscheinliche, aber, da in jenem Verse die Siege von Vater und Sohn zusammengefasst werden, doch nicht unzweifelhafte Voraussetzung wirklich richtig sei, woher wissen wir denn, dass der Sieg der 28. Pyth. ein Sieg im Stadion und der der 33. Pyth. einer im Diaulos gewesen sei, und dass nicht grade das umgekehrte Verhältniss Statt gefunden habe? Schmidt hält in den Worten des Scholiasten *γέγραπται ἢ ὅδῃ τῶ προκειμένῳ νικήσαντι τὴν γ' Πυθιάδα διαύλω* den einen Theil dieser Behauptung, nämlich, dass der Sieg der 33. Pyth. ein Sieg im Diaulos gewesen sei, für Ueberlieferung, den andern Theil aber, dass der vorliegende Thrasydäos in der 33. Pyth. gesiegt habe, für Vermuthung; ohne Zweifel ist aber das entgegengesetzte Verfahren ein ebenso berechtigtes. Ja, wenn wir annehmen, dass der Verfasser des ersten Scholion: *γέγραπται ἢ ὅδῃ Θρασυδαίῳ παιδὶ Θεβαίῳ σταδιεῖ, νικήσαντι καὶ Πυθιάδα, καὶ γ' διαύλων ἢ σιάδιον* (schol. Thom.-Tricl. *καὶ σιάδιον*) *ἄνδρας* sorgfältig geschrieben und die beiden Kampffarten in derselben Reihenfolge aufgezählt habe wie die Pythiadenzahlen, so steht die grössere Wahrscheinlichkeit der Annahme zur Seite, dass Pyth. 28 ein Diaulos-Sieg, Pyth. 33 ein Stadion-Sieg Statt fand. Die Angabe des zweiten Scholion würde dann allerdings eine Unrichtigkeit enthalten, aber diese liesse sich wohl nicht unwahrscheinlich daraus erklären, dass entweder der Verfasser dieser Worte oder ein späterer Schreiber durch den Umstand, dass bei der Aufzählung *νικήσαντι καὶ Πυθιάδα καὶ γ' διαύλων ἢ σιάδιον* das Wort *διαύλων* unmittelbar neben der Zahl *γ'* steht, sich zu einem Irrthume verleiten liess.

Als das Resultat der bisherigen Untersuchungen können wir hiernach hinstellen: Die Angaben der Scholien lassen es, wenn man nur sie berücksichtigt, als wahrscheinlicher ansehen, dass der in der vorliegenden Ode gefeierte Sieg des Thrasydäos in die 33. Pyth. fällt, als dass er der 28. Pyth. angehört. Als eine Consequenz dieser Ansicht ergab sich weiter, dass die beiden Thrasydäos nicht mit einander identisch sein können, was auch durch Vergleichung zweier Stellen des Gedichtes bestätigt wird. Da nämlich nach v. 14 der vorliegende Sieg der dritte ist, den die Familie gewinnt, v. 43 aber der Vater ein Pythosieger heisst und v. 47 ein vor langer Zeit davongetragener olympischer Sieg des Hauses genannt wird, so kann dieser Sieg des, wie Böckh aus v. 14 beweist, noch im väterlichen Hause lebenden also noch jugendlichen Thrasydäos nur der erste Sieg desselben gewesen sein. Auch die Worte des Scholiasten zu v. 21 *αὐτὸς γὰρ ἐπαξ ἀναγράφεται Πύθια νικήσας* würden hierfür als Beweis gelten können, wenn durch den Ausdruck *ἀναγράφεται* hinlänglich erwiesen wäre, dass sie auf Quellenforschung beruhen. Indem wir nun die auf der früheren Datirung der Ode beruhenden Erklärungsversuche von Böckh, L. Schmidt (S. 178 fg.) u. A. an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigen, prüfen wir zunächst die gelehrte und scharfsinnige Deutung Tycho Mommsen's, der aus inneren Gründen ebenfalls zu der hier gewonnenen Ansicht

gelangt ist.*) In den Hindeutungen auf Sparta, der Erwähnung der Alkmene, der Stammutter der lakedämonischen Herakliden, besonders aber in der Bezeichnung des Orestes als Lakonen (v. 16) und der Zusammenstellung des Thebanischen Helden Jolaos mit den lakedämonischen Heroen Castor und Polydeukes am Schlusse des Gedichtes erblickte Mommsen eine Beziehung auf den Bund zwischen Sparta und Theben. Denn die 33. Pythiade fällt in das Jahr Ol. 80, 3 und nach Mommsen's Berechnung wenige Monate vor der Schlacht bei Tanagra (Ol. 80, 4). Ein spartanisches Heer hatte also grade zu der Zeit unserer Ode den Einwohnern von Doris gegen Phocis Beistand geleistet und die Phocier gezwungen, ihre Eroberungen herauszugeben. Vor diesem Kriege aber hatten die Spartaner daheim die gefährlichste Fehde zu bestehen gehabt, den dritten messenischen Krieg. Mommsen meint nun, dass Pindar auf diesen Krieg Bezug nehme, und gibt, indem er mit grosser Gelehrsamkeit einzelne, hier der Kürze wegen zu übergehende historische Thatsachen anführt, im Ganzen folgende Deutung: „v. 17—37 Erzählung der Orestessage. Die Messenier überfielen ihre rechtmässigen Herren, die Spartiaten, und erschlugen ihrer Viele; geschah dies aus Rache wegen des an ihren Verwandten verübten Gräuels? Oder verleitete sie zum Treubruch die heimliche Verbindung mit Fremden, das Verlangen nach fremder Herrschaft (nach Athens Demokratie)? Das ist leider das schändliche Laster nicht lange unterworfenen Völker, wird aber nie verborgen; aber schmähsüchtig sind ja die Bürger, ihr Neid wendet sich gegen alles Grosse; wer Niedrigkeit athmet, munkelt im Finstern. So geschah denn auch die Ermordung der Fürsten in Lakedämon. Aber ein jüngeres Geschlecht mit Hilfe der dephischen Dorier besiegte die Usurpatoren und bezahlte ihnen in gleicher Münze (wobei vorausgesetzt wird, dass die Delphier und die Dorier aus Doris den Spartiaten im dritten messenischen Kriege Hilfe geleistet).“ Mommsen bekennt selbst, dass auf diese Weise nicht alles aufgeheilt werde und das Gedicht künstlich, dunkel und unschön bleibe. Aber auch abgesehen davon ist diese Deutung wenig überzeugend. Vor allem wird man fragen müssen, ob der Dichter, selbst wenn er bei seinen thebanischen Zuhörern eine solche in's Einzelne gehende Bekanntschaft mit den in einem ferne liegenden Theile des Peloponnes vorgekommenen Ereignissen voraussetzen konnte, auch nur einigermaßen darauf rechnen durfte, bei so dunklen Allegorieen verstanden zu werden. Dazu kommt aber das noch viel gewichtigere Bedenken, dass der den ganzen mythischen Abschnitt v. 17—37 durchziehende Grundgedanke mit der von Mommsen angenommenen Tendenz des Dichters unvereinbar ist. In der ganzen Episode sind nämlich, wie Rauchenstein sehr treffend hervorhebt,**) mit grosser Absichtlichkeit lauter Züge zusammengestellt, welche das Bild des grössten Jammers und Elends bewirken und namentlich ist auch hier die Schlussstrophe eine wahre Sammlung von Untergang. Agamemnon fällt, als er nach langen Jahren in die Heimath zurückgekehrt. In sein Verderben zieht er auch die prophetische Jungfrau, nachdem um Helenas willen die üppigen Häuser Trojas in Asche gelegt. Sein jugendlicher Sohn eilt zum Strophios nach dem Parnass, und als die Zeit gekommen erschlägt er die Mutter und

*) Pindaros S. 62—82 und in den Anm. zur Uebersetzung S. 117. Die erste Schrift steht mir leider augenblicklich nicht zu Gebote, so dass ich dabei auf meine früheren Excerpte sowie die Mittheilungen bei Schmidt S. 179 beschränkt bin. Es wäre daher möglich, dass auch bei der Beweisführung aus äusseren Gründen das eine oder andere bereits von Mommsen gesagt wäre.

***) Philologus II. 1847, p. 204. Ich folge auch hier der Relation L. Schmidt's S. 180, da die ersten Bände des Philologus auf unserer Bibliothek leider nicht vorhanden sind.

mit ihr den Aegisth. Unzweifelhaft hätte Pindar, wenn er, wie Mommsen meint, den schliesslichen Sieg der Lakedämonier über die Messenier bezeichnen wollte, nicht hier die Erzählung mit dem Eindrucke des allgemeinen Untergangs abbrechen dürfen. Rauchenstein versuchte daher eine andere Deutung. Er nahm an, dass in den Scholien $\lambda\gamma'$ eine Verschreibung sei aus $\lambda\beta'$, dass also der Sieg in die 32. Pyth. Ol. 79, 3 oder 462 v. Chr. falle. Denn bei der Datirung 458 lasse sich keine geeignete Erklärung finden, dagegen passe der Inhalt der Ode vortrefflich zu den Verhältnissen und der persönlichen Stimmung des Dichters, wie man sie 462 sich denken müsse. Pindar war damals nach einem längeren Aufenthalte an verschiedenen Tyrannenhöfen in Sicilien und Kyrene in das heimathliche Theben zurückgekehrt. Er hatte in Syrakus die Tyrannis unter Thrasybulos zusammenstürzen sehen und nicht minder in Kyrene, wie die vierte pythische Ode beweist, die Anzeichen ihres nahen Verfalles beobachtet. Nach Rauchenstein benutzte er nun die erste Gelegenheit, die nach seiner Rückkunft ihm geboten wurde, um vor seinen Mitbürgern die durch solche Erfahrungen gewonnene Ueberzeugung von der tiefen Hohlheit jener Regierungsform und den Vorzügen republikanischer Einfachheit auszusprechen. Darum entwickelt er an dem Beispiele des Atridengeschlechts in ergreifendem Bilde, wie mit dem äusseren Glanze eines Königshauses die furchtbarste innere Zerrüttung gepaart ist, und stellt ihm dann die beneidenswerthe Anspruchslosigkeit tüchtiger Bürger in mittlerer Lebensstellung gegenüber. Darum muntert er auch im Eingange mit warmer Innigkeit die Thebaner zur Eintracht auf.

Diese Deutung hat vor der Mommsen'schen den grossen Vorzug, dass sie nicht nur der Grundstimmung, welche durch die Episode in der Seele des Hörers erweckt werden musste, mehr entspricht, sondern auch mit dem Lobe, das der Dichter im letzten Theile der Ode der mittleren Lebensstellung im Gegensatz zu der von ihm scharf getadelten Tyrannenherrschaft spendet, in einer weit innerlicheren Beziehung steht.

Dreierlei aber ist auch bei dieser Auffassung des Gedichtes noch nicht genügend erklärt. Erstens drängt sich die Frage auf: Warum verlegt Pindar den heimathlichen Heerd Agamemnon's und die Stätte jener Gräuel nicht mit der gewöhnlichen Sage nach Mykenä, sondern in das spartanische Amyklä und gibt dem Orestes den ungewöhnlichen und auf irgend eine verborgene Absicht hindeutenden Beinamen „der Lakone“? Zweitens aber müssen wir fragen: Warum betont Pindar mit solchem Nachdruck den Aufenthalt des Orestes am Parnass? Hätte er nur im Anfange der Episode (v. 15 fg.), anknüpfend an den Ort, wo Thrasydäos seinen Sieg davongetragen, diesen den Wohnsitz des Pylades, des Freundes des Orestes genannt, und daran dann die Erzählungen über die Schicksale des Atridenhauses angeschlossen, so würde man dies zwar für einen etwas gewaltsamen Uebergang halten, aber doch nicht eine besondere Beziehung auf den Wohnsitz am Parnass darin vermuthen müssen. Nun aber kehrt der Dichter im Verlaufe seiner Erzählung nochmals zu dem Aufenthalte des Orestes daselbst zurück, ja er rundet sogar die Episode grade dadurch ab, dass er dieselbe Thatsache an den Schluss derselben stellt (v. 36), mit welcher er begonnen hat. Dann ruft er plötzlich aus, er habe sich auf dem Dreiwege, wo die Pfade sich kreuzen, verirrt (*καὶ ἀμεισιπόρους τρίόδους ἐδινάθην*), d. h. also, er habe einen verkehrten Weg eingeschlagen und müsse nun auf den richtigen zurückkehren. Wer sich erinnert, welche Bedeutung der Dreiweg am Parnass, wo Oedipus seinen Vater erschlug, in der thebanischen Sage hatte (Soph. Oed. R. 730 *ὡς ὁ Λαῖος κατασφαγείη πρὸς τριπλαῖς ἀμαξίτοῖς* und 733 *σχιστὴ δ' ὁδός*), wird vielleicht auch hierin, da das Gedicht ja an einen Thebaner gerichtet war

und vor Thebanern vorgetragen wurde, eine nochmalige Zurückweisung auf den Parnass finden, so dass also der Dichter sagen würde „dort auf dem verhängnisvollen Dreiwege am Parnass habe ich mich verirrt“; aber auch wenn man diese Beziehung hier nicht vermuthen will, so würde doch nicht zu bestreiten sein, dass der Dichter mit einem gewissen Nachdrucke von dem Aufenthalte des Orestes am Abhange des Parnass redet. Drittens aber bleibt bei Rauchenstein's Deutung noch ein Punkt unerklärt, der von sehr grosser Wichtigkeit ist. Es lässt sich nämlich nicht verkennen, dass in der Episode nicht bloss von furchtbaren Schicksalen und ruchlosen Verbrechen im Allgemeinen die Rede ist, sondern dass ganz besonders das durch die Frauen hervorgerufene Unheil aus der Geschichte des Atridenhauses nachgewiesen werden soll. Schon dass die einzige Reflexion, die der Dichter in diesem Abschnitte einfließen lässt, sich vorzugsweise auf die Treulosigkeit junger Frauen und die daraus entstehende üble Nachrede neidischer Mitbürger bezieht, muss uns auf eine derartige Tendenz der Episode aufmerksam machen. Noch deutlicher aber erhellt dieselbe durch die Personen, welche sich in dem Vordergrund dieses Gemäldes bewegen. Zweimal wird Cassandra erwähnt. Wir sehen Agamemnon mit Cassandra unter den Streichen des erbarmungslosen Weibes fallen, und dann Klytämnestra mit ihrem Buhlen von Orestes dahingestreckt werden. Iphigenia, die von der Hand des eigenen Vaters geopfert wird und wenn auch unschuldig doch auch als Ursache mit eingreift in die Kette der Leiden des Atridenhauses, Helena, die all das Unheil über das üppige Troja bringt, steigern den Eindruck, den die übrige Erzählung hervorruft. Insbesondere lässt die Erwähnung der Helena, die nicht gradezu durch den Gang der Erzählung nahe gelegt war, auf eine Absicht des Dichters schliessen. Und wenn wir diese Reihe verschiedener unheilbringender Frauengestalten vergleichen mit dem Eingange unseres Gedichtes, wo mit einer unverkennbaren Vorliebe grade die Frauen, die in Theben verehrt wurden, die Heroinen des thebanischen Sagenkreises, angerufen werden, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass der Dichter die Heroinen Thebens den berühmten Frauen der Lakonier habe gegenüberstellen wollen.

Auf den ersten Blick erhellt, dass ein Theil dieser Einwände durch die Mommsen'sche Datirung Ol. 80, 3 und die dadurch gewonnenen Beziehungen zu Sparta beseitigt wird. Da nun aber andererseits der von Rauchenstein geltend gemachte Grundgedanke der Episode bei Mommsen's Deutung nicht zu seinem Rechte gekommen ist, so wird zu versuchen sein, ob nicht auch unter Beibehaltung der durch die Ueberlieferung sich empfehlenden Datirung Ol. 80, 3 aus den Zeitverhältnissen sich noch andere als die von Mommsen vorausgesetzten Beziehungen ermitteln lassen und so die genannten Schwierigkeiten beseitigt werden können.

Der Sieg des Thrasydäos fällt, nach der als äusserlich wahrscheinlicher erwiesenen Angabe der Scholiasten in die 33. Pythiade. Diese entspricht nach Böckh's Berechnungen*), der fast alle Neueren folgen**), dem Jahre Ol. 80, 3, d. h. der letzten Hälfte des Jahres 458 und der ersten des Jahres 457. Da nun aber über den Monat, in welchem die Pythien Statt fanden, Zweifel obwalten***), so ist es ungewiss, ob sie in das Jahr 458 oder 457 zu legen sind. Nach der Berechnungsweise, die Böckh in seinem Commentar zum Pindar anwandte, würden die Pythien jedesmal in den Frühling,

*) Pindari opp. II., 2, 207.

**) Vgl. Schmidt Pindar's L. u. D., S. 9.

***) Vgl. K. F. Hermann, Gottesdienstl. Altherth., § 49, 12.

also in die zweite Hälfte, des dritten Olympiadenjahrs fallen, die 33. Pythiade also in das Frühjahr 457. In neuerer Zeit nimmt man aber ziemlich allgemein an*), dass die Pythien in den Spätsommer fielen. Während dabei aber feststeht, dass sie in das dritte Jahr einer Olympiade fielen, bleibt, so viel ich sehe, unentschieden, ob an den Anfang oder an das Ende desselben zu denken sei, d. h., ob sie in den Spätsommer des einen Kalenderjahres, oder in einen etwas früheren Theil des Spätsommers des folgenden Kalenderjahres fielen. Im ersteren Falle würde die 33. Pyth. in den Anfang Ol. 80, 3, also 458, im zweiten aber in das Ende Ol. 80, 3, also 457 fallen. Nach dem heutigen Stande der Forschung würden wir also für den vorliegenden Sieg die freie Wahl haben zwischen 458 und 457. Nun wird aber auch die Schlacht bei Tanagra, welche sicher im Spätherbste, also in der ersten Hälfte eines Olympiadenjahres Statt fand, von bewährten Forschern theils Ol. 80, 3 oder 458 (so Krüger, dem Classen in seiner Ausgabe des Thucyd. [1, 108] folgt), theils Ol. 80, 4 oder 457 (so Otrfr. Müller, Eumeniden S. 118 A. 3 und Curtius, gr. Geschichte II, S. 145 der 1. Auflage) angesetzt. Unter diesen Umständen wird es daher gestattet sein, da in der Ode deutliche Beziehungen auf Sparta enthalten sind, dieselbe in dasjenige Jahr zu setzen, in welchem die Spartaner die Expedition nach Phocis unternahmen und auf dem Rückwege die Athener bei Tanagra besiegten. Nun berichtet Thucydides, dass die Spartaner, als ihnen die Athener sowohl im Krisäischen Meerbusen als auf dem Isthmos den Rückweg verlegten, beschlossen hätten in Böotien zu bleiben und von dort aus zu sehen, wie sie am sichersten hindurchmarschieren könnten. Dazu habe sie zum Theil auch der Umstand veranlasst, dass Leute aus Athen, offenbar von der aristokratischen Partei, sie heimlich herbeizuziehen versucht hätten, um den Demos zu stürzen und den Bau der langen Mauer zu hintertreiben (Thucyd. 1, 107). Aus Diodor aber (11, 81) erfahren wir ferner, dass den Thebanern der Besuch der Lakedämonier damals sehr willkommen war, weil sie hofften, durch sie die Hegemonie über Böotien zu erlangen (vgl. auch Böckh zur 6. isthm. Ode II, 2, 535). Endlich aber ist für uns noch von Wichtigkeit die Notiz bei Plutarch. Cim. 17, dass die Spartaner in der Schlacht bei Tanagra auch Delphi von den Phociern befreiten, woraus hervorgeht, dass sie in jenem Sommer auch auf dem von Pindar bezeichneten Theile des Parnass sich aufgehalten haben.

Wenn nun der Dichter die Stelle, wo Thrasydäos seinen Sieg errungen, als das Gefilde des Pylades, des Freundes des Lakonen Orestes bezeichnet, was liegt näher als dass er damit auf eine Verbindung des Thrasydäos mit den grade um jene Zeit sich dort aufhaltenden Spartanern hindeuten wollte? Wenn er ferner v. 50, unmittelbar nach Erwähnung des glänzenden Sieges die Mahnung ausspricht, sich an den von Gott verliehenen Glücksgütern genügen zu lassen und nur nach dem Möglichen zu streben in der Zeit der Jugendblüte, wenn er dann immer deutlicher den eigentlichen Gegenstand seiner Warnung erkennen lassend sagt, er habe gefunden, dass in dem Staatsleben die mittlere Stellung sich eines längeren Glückes erfreue, und wenn er deshalb das Tyrannenloos schmäht und bürgerfreundliche Tugenden als das Ziel des Strebens hinstellt, müssen wir dann nicht annehmen, dass Thrasydäos, durch den errungenen Sieg zu höherem Selbstvertrauen und zu kühneren Entwürfen angespornt, mit Bestrebungen nach einer hervorragenden Stellung unter seinen Mitbürgern hervorgetreten und dass er

*) Vgl. L. Schmidt, a. a. O. S. 82, A. 3.

dazu mit den grade in jener Zeit in Phocis und dann in Böotien sich aufhaltenden Spartanern, die, wie wir aus Thucydides sehen, grade damals auf derartige geheime Verbindungen gerne eingingen, im Stillen Beziehungen angeknüpft habe? Unter dieser Voraussetzung wird, wie mir scheint, die Schilderung jener unseligen Geschehnisse des Atridenhauses schon sehr viel verständlicher; volles Licht aber dürfte sie erst gewinnen, wenn wir noch eine zweite Vermuthung hinzunehmen. Die Betonung des Unheils nämlich, welches grade die Frauen in jenes Herrscherhaus und über das durch die Helena in jene Schicksalskette verflochtene Troja gebracht haben, lässt darauf schliessen, dass Thrasydäos mit dem Gedanken umgegangen sei, durch eine Vermählung in die engste Beziehung zu dem Herrscherhause der Lakonier zu treten. Der Dichter würde hiernach also dem Thrasydäos zurufen: „Strebe nicht mit spartanischer Hülle nach der Tyrannis und noch weniger trachte nach einer Ehe mit einer spartanischen Königstochter! Denke daran, welches Elend dort im Gefolge der Frauen ist; denke an Klytämnestra, die mit dem Aegisthos unter den Streichen ihres Sohnes fiel, denke an Cassandra, die mit Agamemnon durch Meuchelmord umkam, denke an Helena, die von dort entführt, Verderben und Untergang über ihre Vaterstadt brachte!“

Dass diese Absicht des Dichters für uns nicht unmittelbar zu Tage liegt, wird man bei einer pindarischen Ode nicht als ein Bedenken gegen diese Deutung einwenden können, um so weniger, als bei einer so zarten Angelegenheit eine nur andeutende Ausdrucksweise grade die angemessenste war. Erheblicher wäre der Einwand, dass in der Ueberschrift Thrasydäos ein *παῖς σιαδιδεύς* genannt wird, also noch nicht Gedanken an ein Ehebündniss habe hegen können. Allein in dem Gedichte selbst ist nichts enthalten, was uns zu der Annahme zwänge, dass Thrasydäos noch ein Knabe gewesen sei. Die beiden einzigen Stellen desselben, welche eine Andeutung über das Alter enthalten, v. 13, der erkennen lässt, dass Thrasydäos noch im Hause seines Vaters lebte, und v. 51, der nur als Anrede an einen Jüngling recht verständlich ist, gestatten vielmehr nur den Schluss, dass wir uns den Thrasydäos noch nicht als einen gereiften Mann vorzustellen haben. Es wird daher auf jene Notiz um so weniger Gewicht gelegt werden dürfen, als in dem einen Scholion hinzugefügt ist, Thrasydäos habe im *σιαδιδεύ* Männer besiegt, so dass vielleicht der Zusatz *παῖδι* nur auf den ersten der beiden Siege, den im *διανλος*, zu beziehen war. Wie dem aber auch sein möge, den auf der anderen Seite sich darbietenden Wahrscheinlichkeitsgründen gegenüber wird jene Notiz nicht in die Wagschale fallen können. Denn, wie mir scheint, bestätigt sich unsere Hypothese noch weiter, wenn wir von dem durch sie gewonnenen Gesichtspunkte aus die Worte des Dichters noch einmal erwägen. Darauf zwar wollen wir uns nicht berufen, dass wer im Hinblicke auf manche andere mehr oder weniger sinnreiche Einfälle des Dichters, z. B. Ol. 6, 82, äusserliche Anspielungen anzunehmen geneigt wäre, eine solche auch in unserer Ode darin finden könnte, dass als die erste Veranlassung zu allem späteren Unheil die aus der Heimath in die Ferne und zwar an den Euripus gebrachte Iphigenia hingestellt wird, insofern hierin eine freilich auf sehr äusserliche Zufälligkeiten sich gründende Warnung für Thrasydäos liegen würde, nicht auch eine Lacedämonierin aus dem Elternhause nach dem an den Euripus gränzenden Böotien sich zuführen zu lassen. Wohl aber durften wir eine Stütze unserer Hypothese in der scheinbar unmotivirten Erwähnung der Helena, als der Urheberin des Leides der Trojaner erblicken. Von noch grösserer Wichtigkeit aber dürfte es sein, dass bei unserer Voraussetzung die einzelnen Theile des

Gedichtes in engste Beziehung zu einander treten und die ganze Ode eine vollkommen abgerundete Gestalt gewinnt. Denn nicht bloss die tadelnden Worte über das Tyrannenloos weisen, wie bereits oben nach Rauchensteins Vorgang hervorgehoben wurde, auf ähnliche Gedanken des mythischen Abschnitts zurück, sondern auch der an dieselben sich anschliessende und den Gegensatz hervorkehrende Ausspruch, dass wer fern von Ueberhebung ein ruhiges Dasein führt, am wenigsten dem Neide ausgesetzt ist und bei seinem Lebensende seinen Kindern den besten Schatz, einen guten Namen hinterlässt *) (v. 55—58), steht offenbar in engster Beziehung zu dem in der mythischen Episode Gesagten. Der schreckliche Tod und die Schmach, die dem Hause aus demselben erwachsen, auf der einen Seite, und auf der andern das sanfte Hinscheiden mit dem beglückenden Bewusstsein, die Familie in Achtung und Ehren zurückzulassen, sollen nach der Absicht des Dichters unverkennbar einen Contrast bilden. Und dass grade dasjenige Glück, welches der Mann in der Beziehung zur Familie findet, vom Dichter hervorgehoben und in den schärfsten Gegensatz zu dem Fluche eines zerrütteten Hauswesens gestellt wird, ist nicht nur dafür ein Beweis, dass das Gedicht schwerlich an einen Knaben gerichtet sein kann, sondern bestätigt auch die Vermuthung, dass der Gefeierte zu jener Zeit grade an die Gründung eines Hausstandes gedacht habe. Endlich aber enthält bei unserer Voraussetzung der Anfang und der Schluss des Gedichtes sowohl eine Beziehung unter einander als auch auf die mythische Partie in der Mitte des Ganzen. Denn da der Dichter keineswegs etwa überhaupt von einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Sparta und Theben abrathen wollte, was bei der der Schlacht bei Tanagra vorausgehenden Stimmung der Thebaner in einem öffentlich vorzutragenden Festliede ohnehin kaum möglich gewesen wäre, so hindert uns nichts mit Mommsen sowohl in der Zusammenstellung der thebanischen Heroinen mit der lacedämonischen Stammutter Alkmene im Anfange des Gedichtes als auch in der Verbindung des ebenfalls thebanischen Jolaos mit dem gefeierten lakonischen Dioskurenpaare am Schlusse der Ode grade eine Empfehlung des damals sich anbahnenden oder schon ins Werk gesetzten Bündnisses zu erblicken. Auf der andern Seite aber stehen jene thebanischen Heroinen ebenso wie die lakonischen Heldenjünglinge in dem bestimmtesten Gegensatze zu den in der Mitte des Gedichtes genannten Frauen. Nicht Klytämnestra und Helena und die mit ihnen vermählten Männer, sondern Castor und Polydeukes sind die Lichtpunkte in der Mythengeschichte der befreundeten Spartaner, auf welche der Dichter den Blick des von ihm Gefeierten lenken will. Nicht soll er streben ein auf die Mitbürger stolz herablickender Gewaltherr zu werden, sondern nur in den ritterlichen Künsten seinen Ruhm suchen wie Jolaos und das Dioskurenpaar, dem auch nach dem Tode der schönste Lohn zu Theil ward; und eben darum soll er auch nicht den spartanischen Frauen, sondern denen der Heimath sein Herz zuwenden.

So scheinen bei der vorgeschlagenen Deutung die zahlreichen Schwierigkeiten dieses Gedichtes glücklicher als bei den bisherigen überwunden, und neben einem befriedigenderen Verständniss der Ode zugleich auch eine Bereicherung der spärlichen Quellen über jene historischen Verhältnisse gewonnen zu sein.

*) In Einzelnen sind die Worte nicht sicher überliefert, über den wesentlichen Sinn der Stelle aber kann, wie Schmidt richtig bemerkt, kaum ein Zweifel sein.